

2. Das Kind als Abbild schlechthin

Genese und Merkmale der Rolle

Beim Typus a) suchen Eltern im Kind also, entsprechend Freuds Formulierungen, «was man selbst ist (sich selbst)». U. Moser¹⁶³ spricht davon, daß man diesen Typ der Partnerwahl die «vollendete narzißtische Wahl» nennen könnte. – Von den Eltern wird an das Kind unbewußt der Anspruch erhoben, genau das Bild zu reproduzieren, das sie von sich selbst haben, einschließlich ihrer Abwehrorganisation, ihrer Verleugnungen, ihrer Ideologien usw.

Es ist nun noch nicht sehr viel darüber bekannt, woher es kommt, daß manche Eltern ihr Kind dem Zwang aussetzen müssen, eine genaue Kopie des Bildes darzustellen, das sie von sich selbst haben. Es ist als

allgemeine Bedingung ein ausgeprägter *Narzißmus* vorauszusetzen. Aber damit ist noch nicht viel ausgesagt. Um noch weitere Klarheit über die determinierenden Faktoren zu gewinnen, erscheint es nützlich, Vorstellungen E. Menakers¹⁶⁴ aufzugreifen.

Menaker hat die Bedeutung des Selbst-Bildes (*self-image*) im Sinne einer Abwehrfunktion untersucht. Sie hat gezeigt, daß bestimmte Menschen in einer psychoanalytischen Behandlung unbewußt verlangen, daß die Art, wie sie der Analytiker sieht, unbedingt mit ihrem eigenen Selbst-Bild übereinstimmt. Durch eine narzißtische Projektion, wie sie hier erläutert wurde, stellt der Analysand die Überzeugung her, daß sein Verlangen erfüllt sei, daß also volle Identität zwischen ihm und dem Analytiker hinsichtlich seines Selbst-Bildes herrsche. Jeder Zweifel an dieser Identität erweckt Angst und Aggressionen. Wenn also der Analytiker dokumentiert, daß er in seinem Bild vom Analysanden von dessen Selbst-Bild abweicht, dann gerät dieser in Beunruhigung. Woher kommt aber diese Beunruhigung? E. Menaker erklärt dieses Phänomen aus der Frühphase der kindlichen Entwicklung, in welcher das «primitive Selbst» und das Mutter-Objekt im Kind noch ungeschieden sind. Das Ich ist noch nicht so weit «entworfen» (*delineated*), um ein eigenes «Selbst» aufrechterhalten zu können. Verlassen werden durch die Mutter ist dann noch gleichbedeutend mit einem Zusammenbruch des «primitiven Selbst». Ein Relikt von Trennungsängsten aus dieser Phase kann – nach Menaker – dazu führen, daß bestimmte betont narzißtische Menschen auch späterhin ein In-Frage-Stellen ihres Selbst-Bildes nicht ertragen können. Wenn der andere ihr Selbst-Bild nicht bestätigt, reagieren sie noch genauso, als drohe ihnen zugleich vollständiger Kontaktverlust und Zusammenbruch ihres Selbst. Sie kommunizieren mit dem anderen gewissermaßen über die Brücke ihres Selbst-Bildes. Daher ist ihre Vorstellung vom anderen stets mit dem dringenden Bedürfnis verknüpft, vom anderen in genauer Kongruenz mit ihrem Selbst-Bild gesehen und bestätigt zu werden.

«Zieht man von diesen Beobachtungen und Interpretationen eine Verbindung zu dem Typ von Eltern, die wünschen, daß ihr Kind sich genau entsprechend ihrem eigenen Selbst-Bild entwickelt, so läßt sich daraus vielleicht etwas ableiten. Unterstellt man, daß es sich hierbei vornehmlich um Eltern handelt, die mit besonderer Angst die Bestätigung ihres Selbst-Bildes seitens ihrer Beziehungspersonen wünschen, so werden sie dies auch von ihren Kindern erwarten. Nun drückt aber das Kind die Art, wie es die Elternfigur sieht, dadurch aus, daß es durch Imitation und Identifikation die wahrgenommenen Merkmale *übernimmt*. Eine solche Mutter wird also zum Beispiel folgerichtig von der Tochter besonders dringend erwarten, daß diese sich ihrem Selbst-Bild *angleicht*.

Es ist aber noch eine weitere Beobachtung heranzuziehen. Bestimmte narzißtische Eltern leben mit der Phantasie, perfekt zu sein. Sie verleugnen vor sich, daß ihnen die Erfüllung ihres Ich-Ideals nur mangelhaft gelungen ist und verleugnen, um die Illusion der Perfektion aufrechterhalten zu können, auch ihr Ich-Ideal selbst. Folglich darf auch ihr Kind nicht die Vorschriften und Ideale anerkennen, deren Verleugnung ihnen meist schwer genug geworden ist. Denn würde das Kind die Verleugnung nicht mitmachen, würde es ja das Abwehrsystem der Eltern ständig bedrohen und Angst hervorrufen. Solche Eltern haben ohnehin Mühe, ihre narzißtische Perfektionsphantasie in einer sozialen Realität aufrechtzuerhalten, die ihnen täglich zeigt, daß ihr Selbst-Bild auf Illusion aufgebaut ist. Übernimmt ihr Kind aber ihre Abwehrformen in identischer Weise und kopiert es wunschgemäß ihr Selbst-Bild, so haben sie sich wenigstens einen Bundesgenossen verschafft, der ihnen Recht zu geben scheint.

In der psychiatrischen Praxis, findet man diese Form a) der narzißtischen Projektion nicht selten bei phallischen Müttern mit einem «reinen Männlichkeitskomplex» (H. Deutsch¹⁶⁵) oder bei Müttern vom «Rachetypus» (K. Abraham¹⁶⁶), die von ihren Töchtern unbewußt verlangen, daß sie die gleichen Abwehrformen übernehmen. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang eine Beobachtung von E. Fürst¹⁶⁷, einer Jung-Schülerin, die bei 100 Versuchspersonen Assoziations-Experimente durchführte und das Verhalten im Reaktionstypus zwischen Ehepartnern sowie zwischen Eltern und Kindern studierte. In dem Fall, in dem der Reaktionstypus einer Frau am stärksten von dem Reaktionstypus des Ehemannes abwich, bestand zugleich eine weit überdurchschnittliche Übereinstimmung im Reaktionstypus zwischen Mutter und Tochter. Die fast vollständige Identifizierung der Tochter mit der Mutter ergab sich aus dem Konflikt, in dem die der «Christian Science» angehörige Mutter mit dem Vater, einem angeblich rohen und dummen Alkoholiker, lebte.

Nachstehende Krankengeschichte aus der eigenen Untersuchungsreihe soll in größerer Ausführlichkeit zeigen, wie sich die Rolle des Kindes als Abbild des elterlichen Selbst-Bildes entwickeln und wie die Auseinandersetzung des Kindes mit dieser Rolle verlaufen kann.

Beispiel:

Krankengeschichte Gisela B., 1949 geb.

Vorgeschichte: In der näheren Aszendenz sind keine Erbleiden bekannt. Gisela hat noch eine 1951 geborene Schwester und einen 1954 geborenen Bruder.

«Frau B. Giselas Mutter, ist eine sehr reizbare, betont forsch auftretende Frau von 36 Jahren, Tochter eines Polizisten. Sie wuchs bei den Großeltern auf. Ihre Erziehung lag nahezu völlig in der Hand der präventösen Großmutter, die kurze Zeit mit einem Gardeoffizier verlobt gewesen war und ihre Enkelin darauf abrichtete, einmal in die «besten Kreise» vorzudringen. Diese mußte mit drei Jahren bereits korrekt Messer und Gabel benutzen und bekam zu den Mahlzeiten ein halbes Gläschen verdünnten Wein. Sie durfte nur mit den Kindern der Spitzen der kleinstädtischen Gesellschaft spielen, so mit den Kindern des Oberforstmeisters, des Landrats, des Stadtkommandanten. Offensichtlich war der sthenische soziale Ehrgeiz der Großmutter, den sie auf die Erziehung ihrer Enkelin verwendete, ein Produkt ihrer eigenen unerfüllten phallischen Ambitionen. Es war ihr höchster Triumph, wenn die Enkelin mit der gräflichen Landratstochter Tennis spielte oder mit ihr zusammen in kurzen Hosen Fahrrad fuhr, so daß die Leute guckten. Auch die Enkelin, inzwischen mit dem Ich-Ideal der Großmutter identifiziert, genoß diese spektakulären Berührungen mit den Kleinstadt-Oberen als ihre stolzesten Augenblicke. Sie wollte Redakteurin werden oder in die Kolonien gehen. Immerhin wurden von ihr ein paar Artikel im Kreisblättchen gedruckt. «Ja, damals war ich eben etwas!» kommentiert sie ihre Prestige-Erfolge. Von der damaligen Partei-Ideologie enthusiastisiert, gelangte sie auf einen Posten in einer Partei-Behörde, die mit der Verwaltung okkupierter Gebiete zu tun hatte. Sie befreundete sich, getreu dem großmütterlichen Vorbild, mit einem Fliegeroffizier: «Doller Kerl, der kurbelte wie wild über dem Kirchturm, wenn er mich auf Urlaub besuchte.» Die Beziehung zerschlug sich, dafür heiratete sie einen anderen, ebenfalls ordensdekorierten Flieger, Angehöriger eines berühmten Geschwaders. Dieser, ein stattlich aussehender, aber im Grunde untüchtiger Mann, versagte nach dem Krieg völlig. Er erwies sich als verwöhnt, anspruchsvoll, scheiterte in zahlreichen Anstellungen, bis er eines Tages als Straßenbahnschaffner unterkam – in seinen Augen, vor allem aber in den Augen seiner Frau, eine entsetzliche soziale Demütigung. Ihre Hoffnung, durch Prestige-Erfolge ihres Mannes für die mangelnde Realisation des eigenen männlich gefärbten Ich-Ideals entschädigt zu werden, war damit endgültig zunichte. Es entwickelte sich bei ihr ein geradezu fanatisches soziales Ressentiment, an dem auch der schwächere Ehemann partizipierte. Obwohl verarmt und in einem dürftigen Arbeiter-Mietshaus wohnhaft, pflegten sie in Äußerlichkeiten bis zur Karikatur den Lebensstil weiter, zu dem sie sich berufen fühlten. Sie benahmten sich herausfordernd gegenüber den anderen Hausbewohnern. Wo es nur ging, durchbrachen sie konventionelle Gepflogenheiten und brüskierten die Umgebung durch überbetontes Anspruchsverhalten. Frau B. fühlte sich

nicht in das ärmliche Haus gehörig, und das sollten die anderen merken.

Eine bezeichnende Einzelheit: Als Frau B. zeitweilig in einer Fabrik arbeiten mußte, sagte sie zu den Arbeiterinnen prinzipiell «Sie», während alle anderen einander duzten. In den Pausen frühstückte sie nicht in der Fabrikhalle mit den Kolleginnen, sondern im Hof. Selbst bei strömendem Regen lehnte sie es ab, sich zu den anderen Arbeiterinnen an den Tisch zu setzen. Auf ihr merkwürdiges Verhalten angesprochen, antwortete sie: «Ich kann zwar mit Ihnen arbeiten, meine Damen, aber essen?» Daß man sie arrogant schimpfte, genoß sie. Die aggressive Komponente ihrer Einstellung wurde im Verlauf immer deutlicher. Die antisoziale Protesthaltung wurde von ihr so weit generalisiert, daß sie nicht nur gegen die Normen der niederen sozialen Stufe revoltierte, auf die sie sich zu Unrecht herabgedrückt fühlte, sondern gegen die Normen der sozialen Ordnung schlechthin. Die gesamte herrschende Wertwelt wurde verfälscht: Gut ist, was anders ist. «Um keinen Preis so sein wie die anderen.» Es lohnt sich gar nicht, im Rahmen der herrschenden gesellschaftlichen Leitbilder nach Geltung zu streben. Viel wertvoller ist es, sich gegen die geltende Ordnung durchzusetzen. Man ist dann als sozialer Außenseiter kein neidvoller Verlierer, sondern der eigentliche Sieger. Man sieht, daß sich jetzt bei Frau B. eine Verleugnung und geradezu eine Pervertierung ihres ursprünglichen Ich-Ideals durchgesetzt hat. Zugleich entlastet sie sich durch Projektion von ihren Schuldgefühlen. Nicht sie, sondern die Gesellschaft hat versagt und muß sich nun gefallen lassen, von Frau B. bestraft zu werden.

Frau B. war mit ihrer 1949 geborenen Tochter Gisela in den ersten Jahren nicht zufrieden. G. erwies sich als ein phlegmatisches, gutmütiges Kind, das sich zuerst ganz normal entwickelte und leicht erzieherisch lenken ließ. Sie war nach den Worten der Mutter «eine langweilige Susse». Das änderte sich, als G. mit 3 Jahren die Geburt einer kleinen Schwester erlebte. Um diese Zeit begann sie, allerhand Schabernack zu treiben; offensichtlich als Ausdruck eifersüchtiger Regungen. Wenn G. jetzt auf dem Spielplatz andere Kinder attackierte und deren Bauten im Sandkasten zerstörte, dann schützte sie die Mutter gegen die Beschwerden der anderen Eltern. G. durfte sich gegen entrüstete Erwachsene mit den gleichen patzigen Antworten wehren, die zu Hause die Mutter gegen den Vater gebrauchte. Ich zitiere die Mutter: «Ich fühle mich nie als ehrpreis selige Mutter! Du liebe Güte noch mal! ... Die Hauptsache, meine Kinder machen Dusseligkeiten und sind keine Susen.» Man sieht: Das Kind soll sich unbedingt mit der antisozialen Protesthaltung der Mutter identifizieren. Brav und angepaßt sein, ist langweilig, unerwünscht. Dagegen ist aufsässig sein und Krawall machen interessant und wertvoll.

Als G. mit 7 Jahren wegen einer Hilus-Tbc. in eine Kinderklinik kam, war sie hier bald der Schrecken der Schwestern und der anderen Kinder. Allen Ermahnungen unzugänglich, störte sie in einem fort den Stationsbetrieb. Wenn man sie zurechtwies, lachte sie schallend. Schuldgefühle schienen ihr fremd. Sie aß anderen Kindern Lebensmittel weg, zerstörte ohne greifbaren Anlaß fremdes Spielzeug oder drehte Knöpfe von den Kitteln ab. Sie entwendete den Krankenschwestern Streichhölzer, veranstaaltete im Krankenzimmer Feuerwerk und urinierte gänzlich ungeniert auf der Liegeterrasse in die Regenrinne.

Unter Protest erschien die Mutter zur psychiatrischen Beratung: Weder sie noch ihre Tochter hätten einen Psychotherapeuten nötig. Man könne ihr sagen, was man wolle: «Ich habe mich jedenfalls bon amüsiert, daß Gisela Feuerwerk gemacht hat und in die Regenrinne gepullert hat. Soll das vielleicht nicht normal sein? Sie ist eben ein kleines Luderchen und nicht so'n langweiliges Durchschnittskind!»

Die Untersuchung des Kindes im Januar 1957 ergab folgende Befunde und Beobachtungen:

Körperlich: G. ist ein kräftiges Kind von pyknischer Konstitution. Außer dem spezifischen Lungenbefund ergibt die organische Durchuntersuchung keine krankhaften Abweichungen.

Psychisch: Das leicht retardierte Mädchen läßt keineswegs die ihr von der Mutter zugeschriebene «Überintelligenz» erkennen, sondern ist eher etwas schwerfällig in der Auffassung. Ihre Beurteilung wird erschwert durch eine mürrisch negativistische Grundeinstellung zur Untersuchung. (Leider hatte man ihr auf der Station klargemacht, die psychiatrische Untersuchung erfolge als eine Art Bestrafung für ihre bösen Streiche.)

Auffallend ist der Gegensatz zwischen ihrem eher kleinkindlichen Spielverhalten, der noch sehr mangelhaften Differenzierung des sprachlichen Ausdrucks, der Plumpheit in der bildnerischen Gestaltung, einerseits und dem kritischen, zum Teil spöttisch herablassenden Auftreten gegenüber dem Untersucher andererseits, welches dem mütterlichen Benehmen aufs Haar gleicht. Ermunterungen und Bestätigungen fördern ihre Anpassungswilligkeit nicht. Sie grinst keck, gibt überwiegend patzige Antworten und verrät unverhohlen ihre Entschlossenheit, sich keineswegs einschüchtern zu lassen. Sie ist ganz und gar auf Widerstand eingestellt. Mit Spielmaterial hantiert sie grob impulsiv, mit einem deutlich aggressiven Akzent. Allerdings wirkt ihr negativistisches Gebaren zum Teil demonstrativ aufgesetzt und übertrieben. Sie ist im Grunde doch unsicher und gespannt. Ihr provokatorisches Benehmen erweckt zumindest partiell den Eindruck einer Präventivreaktion auf die Ablehnung und Vorwurfshaltung, die sie beim Arzt insgeheim voraussetzt, so als

wollte sie zeigen: «Du wirst bestimmt mit mir schimpfen. Nun siehst du gleich, wie wenig es mir ausmacht.»

Immerhin ist die Distanzlosigkeit und die impulsive Unbeherrschtheit ihres Benehmens bemerkenswert. Unter Berücksichtigung der Verhaltensbeobachtung auf der Krankenstation bestätigt sich der Anhalt für einen Mangel an positiver Ein- und Unterordnungsbereitschaft bzw. für eine ausgesprochene Freude an oppositionellen Verhaltensweisen.

Diagnose: Neurose mit dissozialer Verhaltensstörung.

Verlauf: Ihre Tuberkulose machte es erforderlich, daß G. für ein volles Jahr in einer Lungen-Kinderheilstätte in Westdeutschland untergebracht wurde, wo sie dem Einfluß der Eltern völlig entzogen war. Dort gab es erwartungsgemäß zunächst erneut Einordnungsschwierigkeiten. Allmählich begann das Mädchen indessen, unter einer sehr verständnisvollen ärztlichen und pflegerischen Betreuung, ihre negativistische Resistenz abzubauen. Sie fing an, in einem Eckchen für sich zu spielen und zu basteln. Es wurde dabei sorgsam darauf geachtet, daß die kleinen Mitpatienten Rücksicht auf ihre besonders reizbare Art nahmen. Im Laufe der Zeit lockerte sich ihre Kontaktstörung sogar so weit auf, daß sie in die Kindergemeinschaft Eingang fand. Wie die Sanatoriums-Ärztin mitteilte, wurde sie innerhalb der Gruppe eine beliebte Spielgefährtin. Wenn sie auch lieber allein bastelte, so gewöhnte sie sich allmählich daran, auch den anderen beim Basteln zu helfen. Nach einem Jahr Trennung von den Eltern hatte sich ihre dissoziale Verhaltensstörung jedenfalls fast völlig zurückgebildet.

Nach Rückkehr aus dem Sanatorium, wo sie übrigens nie Heimweh gezeigt hatte, bestätigte sich bei einer Nachuntersuchung die positive psychische Veränderung G.s in vollem Umfang. Sie erschien in unserer Sprechstunde zwar mit einer gewissen affektiven Zurückhaltung, aber ohne ihren alten Negativismus. Im Umgang mit dem Untersucher nahm sie bald Anregungen auf und zeigte sich im ganzen wesentlich anpassungswilliger. – Die Mutter schien mit G.s Veränderung allerdings eben unzufrieden. Sie kritisierte, das Mädchen sei wieder so «susig» geworden. Offensichtlich empfand sie G.s verbesserte soziale Einordnung als Rückschritt, als eine Art von Kapitulation. Während sie sich in diesem Sinne über G. abfällig äußerte, prahlte sie strahlend mit G.s jüngeren Schwester Lina: Kürzlich sei L. in eine Klinik eingeliefert worden. Hier habe sie bisher mit Ärzten und Schwestern noch nicht ein Wort geredet. Auf Rückfrage erläuterte Frau B., daß sie es großartig fände, daß sich L. eben «nicht so leicht einfangen» lasse.

Leider war es nicht möglich, Giselas weitere Entwicklung zu kontrol-

lieren, da die Mutter unseren ferneren Einbestellungen nicht mehr Folge leistete. Obwohl wir uns große Mühe gaben, Frau B. nicht zu provozieren, mußte sie natürlich doch merken, daß man sie in unserer Beratungsstelle nicht in ihrer Ressentiment-Ideologie stützte. Für sie war eben bereits der Besuch beim Psychiater eine Bedrohung ihrer Reaktionsbildung: Der Psychiater mußte ihr doch letztes Endes als Repräsentant einer gesellschaftlichen Ordnung erscheinen, um deren Negation sie so krampfhaft bemüht war. Sie war stolz darauf, wenn sich ihre Kinder «unangepaßt» und herausfordernd benahmen, während der Psychiater diese Haltung doch als abnorm einschätzten und an ihrer Beseitigung interessiert sein mußte. Einen kontinuierlichen Kontakt mit dem Psychiater hätte sie zweifellos nur dann durchgehalten, wenn dieser sich ihrer antisozialen Ideologie angeschlossen und ihr damit geholfen hätte, ihre neurotische Reaktionsbildung abzusichern. Er sollte ihr eingestehen, daß Gisela und Lina «großartig» waren, sofern sie gegen den gesellschaftlichen Normenkodex verstießen – und dieser Wunsch konnte ihr eben doch nicht erfüllt werden.

Drei Jahre, nachdem Frau B. den Kontakt mit unserer Beratungsstelle abgebrochen hatte, wurde übrigens bekannt, daß ihr Ehemann wegen einer geheimen radikalistischen Tätigkeit einem Strafverfahren ausgesetzt wurde. Es ist hier wegen der gebotenen Diskretion leider nicht möglich, diese Tätigkeit näher zu charakterisieren und aufzuzeigen, mit welcher eindrucksvollen Konsequenz sie aus der antisozialen Ideologie der Familie resultiert. Bezeichnend ist es übrigens, daß Frau B. uns die traurige Neuigkeit, unmittelbar nach der Verhaftung ihres Mannes, nicht ohne Anflug von Stolz meldete. Obwohl diese Schlag unter anderem für die ohnehin schlechte wirtschaftliche Situation der Familie von deletärer Bedeutung war, konnte sie doch eine gewisse Genugtuung über die Gelegenheit nicht verhehlen, daß sie wieder einmal Aufsehen erregen konnte. Ähnlich, wie sie früher, nach eigenem Eingeständnis, die schokkierenden Verwahrlosungsansätze G.s genossen hatte, so verschaffte es ihr jetzt eine gewisse perverse Befriedigung, sich mit der Kriminalität ihres Mannes hervortun zu können. Es war übrigens nicht mehr zu erfahren, ob und wie weit sie selbst in die Delikte ihres Mannes verwickelt war.

Zusammenfassung: Frau B. erwirbt in Identifizierung mit der Großmutter deren Ich-Ideal männlichen sozialen Ehrgeizes. Der Mann versagt, der ihr dieses Ich-Ideal ersatzweise realisieren soll. Zugleich macht die Katastrophe 1945 ihren sozialen Aufstiegshoffnungen ein Ende. Diese Kränkung führt offenbar zu einer teilweisen Rückverwandlung neutralisierter Energie in freie Aggression. Jetzt revoltiert sie in archaischer Weise, allerdings unter Beibehaltung einer gewissen exhibitionistischen

Koketterie, gegen die soziale Realität schlechthin. Diese Reaktionsbildung gegen das schmerzlich verfehlte Ich-Ideal verlangt von ihr, daß sie ihre Tochter rücksichtslos in eine Identifikation mit ihrer Einstellung hineinzwängt. Würde die Tochter die herrschenden sozialen Werte anerkennen, anstatt den mütterlichen antisozialen Protest zu übernehmen, würde sie ja doch die gesamte mütterliche Reaktionsbildung gefährden. Sie muß also genauso sein, wie die Mutter ist. Tatsächlich fügt sich das Mädchen in die ihr abverlangte Rolle. Indem ihr die angemessenen Versagungen und Gebote erspart werden, entfallen die Fundamente für eine normale Über-Ich-Entwicklung. Die durch die Geschwister-Eifersucht freigesetzten aggressiven Energien dürfen sich im außerfamilialen Bereich ungehemmt, selbst in kraß antisozialer Form entfalten. Dieses Verhalten findet sogar besondere mütterliche Anerkennung.

Der weitere Verlauf zeigt die Bedeutung des aktuellen mütterlichen Einflusses für die kindliche Entwicklung. Denn bereits ein Jahr nach Trennung von der Mutter hat sich das dissoziale Fehlverhalten des Kindes fast völlig zurückgebildet. Allerdings bedingt die Rückkehr G.s in den elterlichen Haushalt zweifellos eine erneute schwere Gefährdung.

Es ist offenkundig, daß sich an diesem Fall die besonders ungünstigen Wirkungen bestätigen, die R. König¹⁶⁸ als typisch für eine Beeinflussung des Kindes in der »überorganisierten verwahrlosten Familie« beschrieben hat.

Traumatische Bedeutung der Rolle

Wie bei der Mehrzahl der hier beschriebenen Rollen sind es auch bei diesem Typ erst besondere Intensität und Einseitigkeit der elterlichen Forderung, die eine schädliche Wirkung bedingen. Daß Eltern ihr Kind »nach ihrem Bilde« zu formen versuchen, ist nicht etwa schon an sich bedenklich, sondern im Gegenteil eine in den erzieherischen Leitbildern der meisten Eltern vorzufindende Tendenz, der man positive Einflüsse auf das Kind nicht absprechen kann, sofern dem Kind noch genügend Spielraum für eine eigenständige Entwicklung eingeräumt wird und sofern die Eltern selbst integrierte, affektiv ausbalancierte und sozial adaptierte Persönlichkeiten sind. Sind die zuletzt genannten Bedingungen indessen nicht erfüllt und folgt die Rollenvorschrift für das Kind und von dieser Voraussetzung wird hier ja stets ausgegangen – ganz überwiegend dem Motiv, mit Hilfe des Kindes eigene unbewältigte Konflikte auszutragen, dann stecken in dieser Rolle zweifellos Gefahrenmomente, wie auch die zitierte Pathographie zeigte.

Ein wichtiger potentiell pathogener Faktor dieser Rolle besteht darin, daß das Kind an der Ausbildung eines tragfähigen Ich-Ideals gehindert

wird. Denn es wurde ja ausgeführt, daß der elterliche Anspruch sich auf die Phantasie gründet, selbst perfekt zu sein, was wiederum mit einer Verleugnung des Ich-Ideals erklärt wurde. Nur derjenige, der sich zugunsten seiner narzißtischen Omnipotenzwünsche den Ansprüchen seines Ich-Ideals entzogen hat, kann vom Kind verlangen, daß es ihm unbedingt gleichen müsse, ohne dem Kind die Chance zu geben, einen neuen und vielleicht besseren Weg zu gehen als man selbst. Natürlich haben auch solche Eltern ihre Leitbilder. Diese pflegen jedoch so entworfen zu sein, daß sie nur die Phantasie der eigenen Vollkommenheit abschirmen. Zum Teil kommt es dabei sogar zu ausgeprägten Ideologie-Bildungen, an denen man ablesen kann, daß sie nur zu dem Zweck konstruiert sind, das ursprüngliche »echte« Ich-Ideal zu widerlegen.¹⁶⁹ Bei derartigen ressentimenthaften Ideologisierung-Prozessen wehrt das Ich das Ich-Ideal in ähnlicher Weise ab wie sonst ängstigende Es-Impulse: Es schafft sich eine Gegenbesetzung in Form einer »Reaktionsbildung«. Der Mensch kämpft gegen das, was er eigentlich insgeheim bejaht. Bei der Mutter von Gisela B. ließ sich dieser Prozeß der ressentimenthaften Reaktionsbildung gegen das ursprünglich Wirksame Ich-Ideal deutlich verfolgen. Zugleich ist hier der typische traumatische Effekt auf das Kind gut lesbar. Das Kind wird nur bejaht, wenn es die mütterliche Wertfälschung übernimmt. Folglich besteht die Gefahr, daß es, wenn es nicht von anderer Seite gestützt wird, ebenfalls an der Aufgabe einer adäquaten Ich-Ideal-Formation scheitert.

Studiert man das ganze Problem mehr unter dem Aspekt der Triebentwicklung und der Ich-Organisation, so kann man das traumatische Moment dieser Rolle darin sehen, daß das Kind auf der gleichen Stufe der Libido-Entwicklung festgehalten wird, auf welche die Elternfigur fixiert geblieben ist. So wird zum Beispiel das kleine Mädchen von der Mutter mit dem »Männlichkeitskomplex« daran gehindert, die »phallische Phase« zu überwinden und ihre weiblichen Wünsche zu entfalten. Dafür ein kleines Beispiel von St. Bornstein:

»Eine Mutter, die ihre Tochter sportlich, sachlich, praktisch kleidet, erzählt, die Kleine hätte ihr deshalb Vorwürfe gemacht. Sie liebe diese Nüchternheit nicht, sie liebe Bänder und Rüschen und möchte mal gern hübsche Kleider haben, so richtige Mädchkleider«. Das erinnerte die Mutter, daß sie selbst als Kind unglücklich darüber war, daß man sie als hübsches Mädchen putzte, daß sie die Jungen um die Hosen beneidete. Sie begriff, daß sie ihre eigenen kindlichen Männlichkeitswünsche nun harmlos in der Wahl der ungeschlechtlichen Kleidung der Tochter, sozusagen an deren Leib, wiederholte.«¹⁷⁰

Man findet in solchen Fällen allerdings zumeist, daß die Mutter nicht etwa bloß ihre früheren kindlichen Männlichkeitswünsche bei der Erziehung der Tochter neu belebt, sondern daß sie noch gegenwärtig unter

dem Druck phallisch-männlicher Strebungen steht, die sie auch nur deshalb bei der Tochter zu schüren versucht.

Was die *Ich-Organisation* anbelangt, so muß das Kind die gleichen Abwehrformen ausbilden, deren sich die Eltern bedienen. Es darf es dabei vor allem nicht «besser machen» als die Eltern. Hat es zum Beispiel in einem bestimmten Triebbereich weniger Angst als die Eltern, so versuchen diese, entsprechende Ängste wachzurufen. Insbesondere pflegen die Eltern die Fähigkeit des Kindes zur kritischen Realitätsprüfung so weit einzuschränken, wie sie es bei sich selbst getan haben. Das Kind darf nur das sehen, was sie sehen. Es wäre eine Bedrohung ihrer Abwehrformation und ihrer narzißtischen Perfektions-Phantasie, würden sie zulassen, daß sich das Kind besser und freier orientiert.

Ein weiteres Belastungsmoment pflegt sich daraus zu ergeben, daß Eltern das Kind speziell in dieser Rolle nicht nur zur Abstützung ihrer unbewußten Phantasien, gleichsam als Rückendeckung für ihre Abwehrmechanismen gebrauchen, sondern daß sie das Kind außerdem als *Heifer in der Auseinandersetzung mit der Umgebung* bzw. der Gesellschaft einspannen. Das Ressentiment, das Eltern bei dieser Rollenvorschrift immer eignet, führt regelmäßig zu äußeren sozialen Spannungen. Und diese Spannungen soll das Kind ebenfalls auf sich nehmen und an der Seite der betreffenden Elternfigur kämpfen. So hat die Mütter mit dem unbewältigten Männlichkeitskomplex zumeist Auseinandersetzungen mit ihrem Ehemann. Sie erwartet dann von der Tochter, daß sie ihr dabei Bundesgenossen-Dienste leistet. Oder es besteht ein Widerspruch zu dem allgemeinen gesellschaftlichen Normen-Kodex – wie bei der Familie B. Dann soll das Kind, wie sich an diesem Fall zeigte, diese Negation übernehmen und sich in allen Gruppen außerhalb der Familie als protektierender Außenseiter behaupten.

Über die spezielle traumatische Bedeutung dieser Ausnutzung des Kindes als Kampfpartner gegen andere Personen oder Gruppen wird anläßlich der Beschreibung der Rolle des Kindes als umstrittener Bundesgenosse noch Näheres zu sagen sein.